

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Ulrich Woelk**  
**Der Sommer meiner Mutter**

2019. 189 S.  
ISBN 978-3-406-73449-6

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/26464788>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Ulrich Woelk

# **Der Sommer meiner Mutter**

Roman

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019  
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg  
unter Verwendung eines Motives von plainpicture  
(Karsten Nijhof)  
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem  
Papier  
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 406 73449 6

*www.chbeck.de*

Fly me to the moon,  
Let me play among the stars.  
Let me see what spring is like  
On Jupiter and Mars.  
In other words, hold my hand.  
In other words, darling, kiss me.

Bart Howard, gesungen u. a. von Doris Day

## Am Stadtrand

Im Sommer 1969, ein paar Wochen nach der ersten bemannten Mondlandung, nahm sich meine Mutter das Leben.

Wir wohnten in einem Ort am Stadtrand von Köln, dessen einst dörfliche, landwirtschaftlich geprägte Struktur damals noch erkennbar war. Um eine kleine romanische Kirche und eine neuere, größere aus Backstein scharten sich zum Rhein hin sieben oder acht enge Gassen mit niedrigen Fachwerkhäusern. Manchmal, wenn der Wind von Westen oder Südwesten wehte, konnte ich in meinem Zimmer die Kähne auf dem Rhein tuckern hören. Dem Flussbett vorgelagert waren zwei schmale Weiher mit unbefestigten Ufern, die sich aus alten Rheinarmen gebildet hatten und im Frühjahr regelmäßig überschwemmt wurden.

In der etwas höheren Ebene, die das Dorf umgab, lagen ein paar Höfe. Im Sommer leuchteten die weiten Felder hellgelb von dem angebauten Getreide. In den Fünfzigerjahren hatte man damit begonnen, die Wege zwischen den Feldern zu verbreitern und die Äcker zu Bauland zu erklären. Sie wurden parzelliert und mit Einfamilienhäusern bebaut. Unseres stammte aus dem Jahr 1964. Es war ein modernes Haus mit angebauter Doppelgarage und einer großen Panorama-Fensterfront zum Garten.

Mein Vater war Ingenieur und hatte ganz auf die neueste Bautechnik gesetzt: große, helle Fenster aus Doppelglas, weiße Schleiflaktüren, grau lackierte Metallzargen

und ein vierzig oder fünfzig Zentimeter tiefer Konvektorschacht vor der Glasfront zur Terrasse, der mit begeh-  
baren Messinggittern abgedeckt war.

Es gefiel meinem Vater in den ersten Jahren, die wir dort wohnten, zu Besuch gekommenen Freunden und Gästen die Wirkungsweise des Schachts zu erklären. Der unter den Boden abgesenkte Heizkörper gewährleistete eine optimale Wärmezirkulation im Raum und löste das Problem der Fußkälte durch große Fensterflächen, ohne dabei den Blick in den Garten zu verstellen.

Auch die Küche entsprach den neuesten Standards. Die kratzfeste Arbeitsfläche aus hellblauem Kunststoff wurde von langen Neonröhren unter den Hängeschränken beleuchtet. Und wenn meine Mutter kochte, rauschte über den Töpfen stets die Metallfilter-Abzugshaube mit zusätzlicher UV-Dunstreinigung. Ich fand das bläuliche Schimmern, das von ihr ausging, immer sehr geheimnisvoll, weil ich nicht wusste, wozu es gut war. Wenn meine Mutter kochte, war es immer, als agiere sie in einem Cockpit.

Alles in allem war unser Leben mit Waschbetonterrasse, Zentralheizung und Doppelgaragenanbau wie der Einzug einer neuen Zeit in die Welt der katholischen Bauern mit ihren nach Kuhmist riechenden Höfen, den Weizenfeldern und den verwitterten Holzscheunen, in denen sich im Herbst die Strohballen stapelten.

Wir waren Vorreiter, und am deutlichsten war das beim Einkaufen zu spüren. Was es im Dorf gab, reichte aus, um die elementaren Bedürfnisse zu befriedigen. Brot kauften wir beim Bäcker, Fleisch in der Metzgerei. Für Papier und Schreibzeug gab es einen Gemischtwarenladen, und irgendwann siedelte sich sogar ein Elektrogeschäft mit Toastern

und Wasserkochern an. Aber für alles, was darüber hinausging, mussten wir «in die Stadt» fahren, wie wir dann sagten. So war es zum Beispiel völlig unmöglich, im Dorf eine Jeans zu kaufen, aber zu meinem elften Geburtstag im März 1969 bestand ich darauf, eine zu bekommen.

Was Kleidung anging, waren meine Eltern nicht so modern. Meine Mutter trug im Alltag sandfarbene Wollröcke und gestärkte helle Blusen. Für besondere Anlässe wie Einladungen oder Behördengänge hatte sie Jackenkleider in gedeckten Farben, Rosa oder Hellgrün. Gegen den Wind schützte sie die gefestigten Wellen ihrer toupierten Frisur mit seidenen Kopftüchern, und bei Regen trug sie einige Jahre lang ein glänzendes, violetttes Nyloncape.

Auch für mich hatte sie immer alle Sachen ausgesucht. Im Sommer trug ich karierte Hemden und kurze Hosen, im Winter Nickis und Stoffhosen mit Bügelfalte. Bei festlichen Gelegenheiten band sie mir eine schmale Krawatte mit Gummizug um. Ich hatte mir nie Gedanken über meine Kleidung gemacht, und es war auch für mich neu, eine ganz bestimmte Hose haben zu wollen. Nie zuvor war ich auf die Idee gekommen, mir zum Geburtstag etwas zum Anziehen zu wünschen. Meine Mutter hatte aber nichts dagegen, dass ich eine Jeans bekam. Also mussten wir «in die Stadt».

In der Schule hatte sich herumgesprochen, dass in der Nähe des Kölner Doms ein Laden aufgemacht hatte, der ausschließlich amerikanische Bluejeans führte und sich auch nicht Laden, sondern *Store* nannte, was ich noch nie gehört hatte. Auf jeden Fall musste jeder, der in meiner Klasse etwas auf sich hielt, in den Besitz einer Jeans aus diesem *Store* kommen.

«In die Stadt» fuhren wir immer mit der Straßenbahn. Sie zwängte sich durch die Vororte und stand oft im Stau. Ich vertrieb mir dann die Zeit damit, die großen Werbeplakate an den Straßenrändern und Haltestellen zu betrachten. Am liebsten mochte ich die Zigarettenreklamen, besonders die für Camel-Filter und das HB-Männchen.

Als wir den *Store* betraten, war ich überwältigt. Es war, als öffnete sich vor mir eine neue Welt. Die Bekleidungsgeschäfte, in denen ich bisher meine Hemden, Hosen und Pullover bekommen hatte, waren sehr eng gewesen. Die Kleidungsstücke wurden aus Pappschachteln genommen und lustlos vor einem ausgebreitet. Beim zweiten oder spätestens dritten Modell musste man sich dann entscheiden.

Wie anders hier! Anstatt von einer strengen Verkäuferin hinter einem Tresen zu dem gewünschten Kleidungsstück und der Konfektionsgröße befragt zu werden, konnte man sich in dem großen, hellen Verkaufsraum frei bewegen. In meterlangen Regalen stapelten sich Jeans in allen nur denkbaren Größen und Schnitten, und vor den Umkleidekabinen mit schwenkbaren Saloontüren herrschte ein aufgeregtes Gewusel.

Auch meine Mutter wirkte sichtlich überrascht. Ich spürte aber auch, dass ihr Staunen mit Skepsis vermischt war, weil sie nicht wusste, wie man sich in dem riesigen Angebot von Hosen zurechtfinden sollte. Sie stand einen Moment lang ratlos da, bis die Chefin oder Chefverkäuferin lächelnd auf uns zukam und uns das Ordnungssystem in den Regalen erklärte. Die Hosen waren nicht nach Konfektionsgrößen, sondern nach Umfang und Länge sortiert. Außerdem standen verschiedene Marken und Schnitte

zur Auswahl, entweder mit geradem Bein oder unterhalb des Knies ausgestellt, wie es jetzt Mode sei, sagte sie.

Wir suchten uns ein paar Hosen zusammen und warteten, bis eine der Umkleidekabinen frei wurde. Ich zwängte mich nacheinander in die Jeans. Ich hatte gehört, sie müssten so eng sitzen, als seien sie am Körper getrocknet. Als Marken standen Wrangler und Levi's zur Auswahl. Die Meinungen darüber, welche von beiden man haben musste, gingen auseinander. Ältere Geschwisterkinder meiner Freunde verbanden bestimmte Jeans mit englischen Sängern oder Bands, aber diese Musik hörten wir noch nicht. Ich zog mal eine Wrangler an, mal eine Levi's. Ich fand es gar nicht so leicht, sie voneinander zu unterscheiden.

Immer wieder verließ ich die Kabine, um mich in einem der großen Spiegel zu betrachten. Einmal fiel mein Blick dabei auf meine Mutter. Sie stand ein paar Meter von mir entfernt vor einem Regal und dachte über irgendetwas nach. Ich fragte mich, worüber, denn die Hosen dort waren für mich zu groß. Schließlich zog sie eine Jeans aus dem Stapel und kam auf mich zu.

«Was meinst du?», sagte sie. «Ich könnte ja auch einmal eine ausprobieren.»

Ihre Frage verwirrte mich. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mir noch nie Gedanken über die Kleidung meiner Mutter gemacht. Ich hatte mir ja noch nicht einmal Gedanken über meine eigene Kleidung gemacht. Noch vor wenigen Monaten hatte ich widerspruchslos alles getragen, was meine Mutter mir gekauft hatte. Auf einmal ihr Ratgeber in Bekleidungsfragen zu sein, passte nicht in unser Verhältnis.

Außerdem gefiel mir die Vorstellung nicht, sie könnte tatsächlich eine Jeans tragen. Ich kannte sie nur in Röcken und Blusen – und nicht nur sie. Genau genommen hatte ich noch nie einen Erwachsenen im familiären Umfeld meiner Eltern oder in ihrem Freundeskreis in Jeans gesehen.

Jeans waren keine Hosen für Erwachsene, wie ich sie kannte – und ich wollte auch, dass das so blieb. Wenn wir, meine Freunde und ich, eine Jeans haben wollten, dann nicht, weil die Erwachsenen sie trugen, sondern weil sie sie *nicht* trugen.

Von der Frage meiner Mutter überrumpelt, sagte ich nur: «Ja, warum denn nicht.»

Sie nickte und verschwand mit der Hose in der Umkleidekabine. Ich war nicht glücklich über diese Entwicklung. Wir waren hierhergekommen, um eine Hose *für mich* zu kaufen, nicht für sie. Außerdem konnte ich mir meine Mutter in Jeans nicht vorstellen. Aber es war nichts daran zu ändern, und ich wartete.

Als sie aus der Kabine kam, war der Anblick sonderbar. Die Frau, die vor mir stand, war unzweifelhaft meine Mutter, doch irgendwie war sie es auch nicht. Die Jeans schien aus ihr eine andere Person zu machen. Sie glich auf einmal der Verkäuferin, die so anders war und auftrat als sie.

«Nun? Findest du, dass mir eine Jeans steht?»

Wie hätte ich diese Frage beantworten sollen? Es war so, als hätte sie mich aufgefordert, mich zwischen ihr und einer anderen Person als Mutter zu entscheiden. Doch das wollte ich nicht. Ich wollte, dass sie die war und blieb, die ich kannte, seit ich denken konnte: eine verlässliche Versorgungsinstanz, die immer und zu jeder Zeit bereit war,

für mich und mein Wohl alles stehen und liegen zu lassen. Als sie in Jeans vor mir stand, den Stoff der Bluse hochgerafft, damit auch der Bund zu sehen war, ahnte ich zum ersten Mal, dass ihr Wesen Seiten hatte, die mir unbekannt waren.

Offenbar war sie fasziniert von dem Gedanken, eine Jeans zu tragen, und zugleich schien sie davor zurückzuschrecken. Jedenfalls war ihr meine Meinung dazu wichtig, aber ich blieb stumm. Zum Glück war die Ladenbesitzerin oder Chefverkäuferin sogleich zur Stelle. Sie hatte die Situation im Auge behalten und näherte sich meiner Mutter mit einem freudigen Gesichtsausdruck.

«Diese Jeans steht Ihnen ja ganz fantastisch! Sie haben die ideale Figur dafür, wenn ich Ihnen das so direkt sagen darf. Sie sind der perfekte Frauentyp für eine Jeans!»

Ein Lächeln huschte über das Gesicht meiner Mutter. «Meinen Sie wirklich? Bin ich denn dafür nicht viel zu alt?»

«Iwo! Wieso soll eine Frau mit ... achtundzwanzig?, neunundzwanzig? ... denn keine Jeans tragen dürfen!?»

«Ich werde in diesem Jahr achtunddreißig.»

«Nein!», rief die Ladenbesitzerin aus. «Also das hätte ich jetzt nicht für möglich gehalten! Das ist ja kaum zu glauben, aber ich sage Ihnen etwas: Gerade in *dem* Fall rate ich Ihnen umso mehr zu der Jeans. Sie betont Ihren jugendlichen Typus! Und im Übrigen bin ich sowieso der Meinung, dass man eine Jeans in jedem Alter tragen kann. Wissen Sie, bei uns hat sich das noch nicht durchgesetzt, aber in Amerika ist das völlig normal.»

Meine Mutter stellte sich noch einmal vor den Spiegel und betrachtete sich von allen Seiten. Verglichen mit vie-

len anderen Müttern, die ich kannte, war sie wirklich sehr schlank.

Ein paar Sekunden lang rang sie mit sich, und dann sagte sie: «Ich weiß nicht ... Ich glaube, so eine Hose ist dann doch nichts für mich. Ich bin ja eigentlich auch mit meinem Jungen hier. Was meinen Sie, haben wir für ihn die richtige Größe gefunden?»

Die Verkäuferin hob ein wenig bedauernd die Augenbrauen und wandte sich dann mir zu. Während meine Mutter sich umzog, half sie mir bei der Entscheidung zwischen den verschiedenen Marken und Schnitten. Ich entschied mich für eine Levi's, weil ich bemerkt hatte, dass die Verkäuferin eine trug.

Bei der Rückfahrt blickte meine Mutter aus dem Fenster der Straßenbahn. Es kam selten vor, dass wir uns über etwas unterhielten, das sie betraf. Eigentlich kam es gar nicht vor. Sonst hätte ich sie vielleicht gefragt, was sie beschäftigte. Ich sah sie eine Weile an, und nicht einmal das bemerkte sie. Ihre Augen waren ohne Aufmerksamkeit auf die niedrigen Vorortfassaden gerichtet, die im Fenster vorüberzogen. Vielleicht fragte sie sich, ob sie nicht doch eine Jeans hätte kaufen sollen. Wir sprachen nicht mehr darüber.

Abends saß ich mit meinem Vater vor dem Fernseher. Eigentlich durfte ich an Wochentagen nach sechs Uhr abends nicht mehr fernsehen, aber mein Vater verfolgte mit großem Interesse die Sondersendungen über das amerikanische Apollo-Mondlandeprogramm und hatte nichts dagegen, dass ich mich ebenso dafür interessierte. Ich war im Weltraumfieber. Es war etwas, das wir gemeinsam hatten, und das gefiel uns beiden.

Im Winter waren mit Apollo 8 zum ersten Mal Menschen um den Mond geflogen, dessen Rückseite noch niemand zuvor je zu Gesicht bekommen hatte. Ich konnte von den Bildern mit den Kratern und kantigen Höhenzügen gar nicht genug kriegen. Und vor zwei Tagen war Apollo 9 gestartet, um in einer Erdumlaufbahn die Mondfähre zu testen, die im Sommer mit zwei Astronauten an Bord auf dem Mond landen sollte. Die Fähre sah gar nicht wie ein Raumschiff aus, sondern wie der Kopf eines Insekts.

In der Sondersendung wurden die komplizierten Details der Apollo-9-Mission erläutert. Zeichnungen demonstrierten, wie die Mondfähre aus dem Innern der Rakete in den Weltraum schweben würde, und Schautafeln stellten schematisch die schwierigen Steuerungsmanöver dar, um Apollo-Kapsel und Fähre aneinanderzukoppeln. Bei einer Geschwindigkeit von 28 000 Stundenkilometern musste eine millimetergenaue Präzision der Flugbahnen erreicht werden. Aber es sah gut aus. Die Antriebsdüsen der Mondfähre funktionierten perfekt.

«Das Jeansgeschäft, in dem ich heute mit Mama war, ist riesengroß», sagte ich.

«Und hast du eine Hose gefunden, die dir gefällt?», fragte mein Vater, ohne den Blick vom Bildschirm zu wenden.

«Ja, aber ich bekomme sie erst am Geburtstag.»

«Das sind ja nur noch ein paar Tage.»

«Es gibt auch Jeans für Erwachsene», sagte ich.

«Ich weiß. Ursprünglich waren es Arbeiterhosen.»

«Mama hat auch eine angezogen.»

Jetzt wandte mein Vater den Blick vom Bildschirm und sah mich an. «Ach ja? Eine Jeans? Wieso das denn?»

«Die Verkäuferin meinte, sie würde ihr sehr gut stehen», erzählte ich ihm. «Sie kannte sich gut aus.»

Mein Vater dachte kurz über meine Bemerkung nach und sah mich dann so an, wie er es immer tat, wenn er mir etwas Wichtiges beibrachte. «Weißt du, es ist gar nicht überraschend, dass die Verkäuferin das gesagt hat. Es ist ihr Beruf, Hosen zu verkaufen, und deswegen sagt sie jedem, der in ihr Geschäft kommt, wie gut er in ihrer Ware aussieht. Sie sagt es auch, wenn es nicht stimmt oder offensichtlich Unsinn ist wie bei deiner Mutter. Das wirst du eines Tages lernen, auch wenn es keine sehr schöne Lektion ist: Die Menschen sagen einem nicht immer die Wahrheit. Meistens sagen sie einem das, was ihnen nützt.»

Ich nickte. Natürlich hatte ich das nicht bedacht. Wie sollte ich auch – mit zehn, nun ja, in ein paar Tagen mit elf Jahren? Meine Eltern, und ganz besonders mein Vater, hatten mir beigebracht, stets die Wahrheit zu sagen, und deswegen nahm ich an, dass auch Erwachsene das immer taten. Dass er mir nun erklärte, dass sich Erwachsene in manchen Situationen nicht an die Wahrheit hielten, widersprach dem und irritierte mich.

Auf einmal glaubte ich die Verunsicherung meiner Mutter vor dem Spiegel zu verstehen. Sie hatte sich offenbar gefragt, ob die Verkäuferin ihr die Wahrheit sagte. Vielleicht hätte sie das sogar gerne geglaubt, aber dann hatte sie sich gegen den Kauf einer Jeans entschieden.

Es war wie so oft: Durch meine Mutter erlebte ich die Dinge, und mein Vater erklärte sie mir.

Wir wandten uns wieder dem Fernseher zu und den Schwierigkeiten des Kopplungsmanövers zwischen Fähre und Mutterschiff.

## Neue Nachbarn

Das Haus links neben unserem war das älteste in der Straße. Es war ein Einzelstück aus den Dreißigerjahren, aus der Zeit vor der aktuellen Besiedlungs- und Bebauungswelle. Das Haus wurde von Herrn Fahlheim bewohnt, einem alten Mann mit drahtigen, grauen Haaren, den man fast nie zu Gesicht bekam. Er pflegte keine Beziehungen zur Nachbarschaft, und umgekehrt bemühte sich auch niemand darum. Manchmal sah man ihn im Garten Unkraut zupfen, aber er grüßte nie und suchte auch keinen Blickkontakt. Er war mir unheimlich.

An einem grauen Tag im Herbst '68 hielt ein Krankenwagen mit laufendem Blaulicht vor seinem Haus. Es dauerte eine Weile, bis die Sanitäter mit einer Bahre wieder herauskamen. Der Körper von Herrn Fahlheim – ein anderer konnte es nicht sein – war mit einem weißen Tuch abgedeckt. Irgendwann hieß es in der Nachbarschaft, er sei schon seit einigen Tagen tot gewesen. Endgültig geklärt wurde die Sache nie, ebenso wenig wie die Frage, wer Herrn Fahlheim eigentlich gefunden und den Rettungswagen alarmiert hatte. Niemand schien sich dafür zu interessieren. Ich hatte sogar das Gefühl, dass viele – auch meine Eltern – erleichtert waren, dass Herr Fahlheim nun nicht mehr da war.

Irgendwann wurden die Möbel aus dem Haus geholt. Meine Eltern nahmen an, dass es verkauft werden würde. Meine Mutter erzählte irgendwann, sie habe drei Personen das Haus betreten sehen, einen älteren Herrn, viel-

leicht ein Makler, und einen Mann und eine Frau, von denen sie annahm, es könnte sich um ein am Kauf des Hauses interessiertes Ehepaar gehandelt haben. Mehr tat sich bis zu meinem Geburtstag nicht.

Mein Vater kümmerte sich in seiner Freizeit um den Garten. Er ging als Ingenieur an die Sache heran. Letztlich, so hatte er mir schon früh beigebracht, seien auch Pflanzen und Lebewesen nichts als sehr komplizierte Mechanismen, die – wie von Menschenhand erschaffene Maschinen auch – der regelmäßigen Wartung und Pflege bedurften.

Im hinteren Teil unseres Gartens standen ein Apfel- und ein Kirschbaum. Als es Mitte März ungewöhnlich warm wurde, nahm sich mein Vater vor, die Bäume wie jedes Jahr mit einem Pflanzenschutzmittel gegen Schädlingsbefall zu spritzen. Er verwendete dazu eine gelbe Druckflasche, die wie alle Gartengeräte im hinteren Teil der Garage stand. Mein Vater füllte die Flasche mit einer Mischung aus Wasser und E605, schnallte sie sich mit zwei Trageriemen auf den Rücken und schraubte den Zerstäuber an das Spritzrohr.

Wir gingen zusammen in den Garten. Es gefiel mir, ihm dabei zuzusehen, wie er die Bäume gegen die Schädlinge einnebelte, von deren rätselhaften Namen ich mir sogar einige gemerkt hatte: Schild- und Schmierläuse oder Frostspanner, Spinnmilben und Pflaumenwickler.

Mein Vater richtete das lange, dünne Rohr mit dem Pistolengriff am einen und dem Zerstäuber am anderen Ende auf den Apfelbaum und öffnete das Ventil. Er stand mitten in dem leuchtenden Sprühnebel, als nebenan, im ehemaligen Garten von Herrn Fahlheim, eine Frau erschien,

die ich noch nie gesehen hatte. Sie näherte sich dem Zaun und blieb auf unserer Höhe stehen.

Sie betrachtete meinen Vater eine Weile, so wie man jemanden ansieht in der Erwartung, dass er den Blick vielleicht bemerkt. Mein Vater war aber zu beschäftigt und konzentriert, und irgendwann entdeckte die Frau mich. Ein Lächeln erschien auf ihrem Gesicht, und sie winkte. Sie war etwas größer als meine Mutter und schien auch etwas jünger zu sein.

Ich konnte ihr Alter aber nicht genau einschätzen. Ich unterschied in meiner Wahrnehmung nur zwischen Kindern und Erwachsenen, und in diesem System war sie eine Erwachsene. Das Einzige, was nicht in dieses Schema passte, war ihre Kleidung. Sie trug eine Jeans und darüber eine luftige, bunte Bluse, um die sie einen breiten Leder-gürtel geschlungen hatte. Sie war offenbar eine Erwachsene wie die Verkäuferin in dem *Jeans-Store*, aber eigentlich gab es solche Erwachsenen in unserer Nachbarschaft nicht.

Ich winkte verhalten zurück, ich kannte sie ja nicht. Mein Vater stellte die Spritze ab, er war mit dem Apfelbaum fertig. Die Äste tropften und glänzten feucht im Sonnenlicht, und er wandte sich dem Kirschbaum zu. Dabei fiel sein Blick auf die Frau im Nachbargarten. Sie schien erfreut darüber, dass er sie nun wahrnahm, und winkte auch ihm zu.

«Hallo!», rief sie. «Darf ich mich vorstellen? Wir sind die neuen Nachbarn, mein Mann und ich.»

Mein Vater ging zum Gartenzaun.

«Freut mich, Sie kennenzulernen.»

Sie streckte die Hand über den Zaun. «Uschi Leinhard. Ich hoffe, ich störe Sie nicht.»

Er gab ihr die Hand. «Aber nein. Walter Ahrens.»

«Wir ziehen am Monatsende ein.»

«Sehr gut. Das Haus stand fast ein halbes Jahr leer.»

«Wir haben eine Weile gesucht», sagte sie, «und hier, finden wir, ist es ideal. So ruhig, aber doch gut angebunden.»

«Die Gegend entwickelt sich.»

«Ich mag es ländlich.» Dann winkte sie mir noch einmal zu. «Und du bist?»

Ich ging zum Zaun und stellte mich vor.

«Tobias», nickte sie. «Das ist ein schöner Name.»

«Alle sagen Tobi zu mir.»

«Darf ich dich auch Tobi nennen?»

Ich nickte. Ich mochte sie, sie wirkte fröhlich und neugierig. Mein Vater zog seine Arme aus den Trageriemen der Druckflasche und setzte sie auf den Boden.

«Die sieht ja richtig fachmännisch aus», sagte unsere neue Nachbarin.

«Ich ziehe gerade gegen Schädlinge zu Felde.»

«Ich verstehe nicht das Geringste vom Gärtnern. Aber jetzt, wo wir ein Haus haben, werde ich mich damit natürlich befassen. Vielleicht können Sie mir sogar den einen oder anderen Tipp geben.»

«So einen Insektizidzerstäuber werden Sie brauchen. Das Prinzip ist einfach. Man pumpt zur Druckerzeugung Luft in die Flasche wie in einen Fahrradreifen. Natürlich könnte man den zum Sprühen notwendigen Druck auch elektrisch erzeugen, aber für zwei Obstbäume würde sich die Ausgabe für eine Elektropumpe nicht lohnen.»

«Sie kennen sich wirklich gut aus», sagte sie. «Gibt es hier viele Schädlinge?»

«Am schlimmsten sind Milben und Läuse. Die waren früher für ganze Ernteauffälle und Hungersnöte verantwortlich, aber heutzutage – zehn Minuten sprühen, und schon rieseln sie wie Schnee von den Ästen. Bäume sind wie Maschinen. Alles nur eine Frage des richtigen Werkzeugs – in diesem Fall Insektizide. Ich bin Ingenieur.»

«Großartig», sagte sie. «Dann können Sie im Haus ja auch alles selber machen.» Sie strich sich eine Strähne hinters Ohr. Ihre hellblonden Haare waren glatt, schulterlang und an den Spitzen nach außen gewellt. Im Gegensatz zu den gefestigten Haaren meiner Mutter konnten sie frei hin und her schwingen, wenn sie den Kopf bewegte. Der Pony fiel bis auf ihre Augenbrauen.

«Die Zeit finde ich dann doch nicht», schränkte mein Vater ein. «Aber grundsätzlich verstehe ich natürlich etwas von technischen Dingen.»

Sie kniff schelmisch die Augen zusammen. «Vielleicht hätten Sie mir das nicht verraten sollen. Wahrscheinlich komme ich dauernd mit irgendwelchen Problemen zu Ihnen. Unser Haus ist alt.»

«Nur zu.»

«Wir werden ein paar Räume renovieren, bevor wir einziehen. Am Montag beginnen die Maler mit den Wänden. Und ein Installateur erneuert das Bad.» Sie machte eine kurze Pause. «Ich hätte übrigens wirklich eine Bitte, aber es ist mir doch sehr unangenehm, Sie gleich nach zehn Minuten damit zu überfallen. Das Problem ist, dass mein Mann nicht da ist, er kommt erst in ein paar Tagen von einer Dienstreise zurück.»

«Ich helfe Ihnen gern», sagte mein Vater. «Worum geht es denn?»

«Man muss die Handwerker ja bei Laune halten, und deswegen habe ich ein paar Kästen Bier gekauft, die ins Haus sollen. Der Ladenbesitzer war so freundlich, sie mir in den Kofferraum und auf den Rücksitz meines Wagens zu tragen. Der Volvo, der in der Einfahrt steht.»

«Ich komme», sagte mein Vater.

Sie strahlte ihn dankbar an. «Die Einfahrt ist offen.»

Die Hilfsbereitschaft meines Vaters gegenüber dieser Frau, die er gerade erst kennengelernt hatte, beeindruckte mich und machte mich nachdenklich. Ich wollte einmal so werden wie er, aber nach dem, was ich soeben erlebt hatte, konnte ich mir das nur schwer vorstellen. In der Jungenwelt, in der ich lebte, kamen Mädchen eigentlich nicht vor, und wenn, dann allerhöchstens als Störfaktor.

Manchmal dachte ich, dass wir nicht wussten, wie Mädchen wirklich waren, doch das behielt ich für mich. Ich konnte mich noch daran erinnern, dass ich einmal gerne mit Mädchen zusammen gewesen war. Aber irgendwann hatte sich das verloren – warum, wusste ich nicht, es hörte einfach auf. Dabei mochte ich bestimmte Jungendinge wie Raufen oder Weitpinkeln nicht einmal. Ich war offenbar – so hatte ich meine Eltern einmal reden hören – ein stilles, nachdenkliches Kind. Ob das gut war, wusste ich ebenfalls nicht. Wenn ich mit meinen Freunden zusammen war, versuchte ich so zu sein wie sie.

Ich ging ins Haus. Meine Mutter stand vor dem Küchenfenster, von dem aus man den Volvo sehen konnte. Mein Vater hievte gerade eine der Bierkisten aus dem Kofferraum. Ich erzählte meiner Mutter, was vorgefallen war.

Sie nickte und sagte nach ein paar Sekunden: «Gut, wenn das Haus nicht mehr leer steht.» Sie fuhr fort, das

Geschirr vom Mittag abzuwaschen. «Du kannst dir ein Handtuch nehmen und abtrocknen.»

Darum bat sie mich selten. Plötzlich freute ich mich darüber und zog das Handtuch vom Halter. Ich kam mir auf einmal wie mein Vater vor, weil ich ihr half.

An den Wochenenden durfte ich länger aufbleiben. Es gab an diesem Abend keine Sondersendung zur Raumfahrt, Apollo 9 war nach dem Abschluss aller Tests am Donnerstag im Pazifik gelandet. Der nächste Flug, der von Apollo 10, würde erst im Mai stattfinden.

Ich ging in mein Zimmer. Auf dem Tisch, an dem ich meine Schularbeiten machte, stand das Modell einer Saturn-V-Rakete im Maßstab 1:150, ein Weihnachtsgeschenk. Sie war siebzig Zentimeter hoch. Ich hatte sie in den Winterferien aus einem Bausatz zusammengebastelt. Am schwierigsten war die Befestigung der kegelförmigen Triebwerke gewesen, die nur über dünne Leitungen mit dem Rumpf der Rakete verbunden waren. Mein Vater hatte mir dabei geholfen.

Die fünf Düsen waren wie die fünf Punkte auf einem Würfel angeordnet, und jede einzelne, sagte er, sei in Wirklichkeit größer als mein Zimmer. Das machte einen starken Eindruck auf mich. Wenn ich im Bett lag, dachte ich oft daran. Mein Zimmer hätte in der Düse einer Saturn-V-Rakete Platz gefunden! Es hätte eigentlich mitfliegen können!

An meinem Bett stand ein Transistorradio. Es war kleiner als ein Buch und hatte eine ausziehbare Antenne. Auf den Kurz- und Langwellenbändern fanden sich Sendungen in Sprachen, die ich nicht kannte, oder auf Deutsch, aber dann kamen sie aus anderen Ländern, aus Moskau

oder London oder Peking. Die Frequenz stellte man an einem geriffelten Rädchen ein, und dabei wanderte in einem schmalen Sichtfenster ein roter Balken über die Ätherskala.

Wenn ich im Bett lag und einschlafen sollte, drückte ich unter der Bettdecke oft das Radio an mein Ohr. Das Gehäuse war aus hellbraunem Plastik mit einem gelochten Bereich für den Lautsprecher. Es gefiel mir, den fernen Stimmen im an- und abschwellenden Rauschen des Äthers zu lauschen.

Am Abend des Tages, an dem mein Vater Frau Leinhard kennengelernt hatte, fing ich eine deutschsprachige Sendung auf, die aus London kam. Ein Raumfahrtexperte wurde befragt, ob beim Flug von Apollo 10 im Mai schon mit einer Landung auf dem Mond zu rechnen sei. Oh, das musste ich hören – eine Mondlandung vielleicht schon im Mai!

Technisch, so erfuhr ich, wäre eine Landung beim nächsten Flug möglich. Die NASA hatte alle Komponenten und Module des Apollo-Programms nun getestet. Während die verschiedenen Aspekte einer vorgezogenen Landung zur Sprache kamen, wurde der Ton immer leiser. Es lag an den Batterien – und das ausgerechnet bei dieser so unheimlich spannenden Frage.

Ich wusste, dass wir in einer Küchenschublade einen Vorrat an Batterien hatten. Allerdings sahen es meine Eltern nicht gern, wenn ich nach dem Zubettgehen noch einmal unten auftauchte. Ich nahm aber an, dass sie vor dem Fernseher saßen und es möglich sein müsste, unbemerkt in die Küche zu gelangen.

So leise wie möglich öffnete ich meine Zimmertür und

musste sogleich feststellen, dass ich mich geirrt hatte. Meine Eltern saßen nicht vor dem Fernseher, sondern ich hörte sie in ihrem Schlafzimmer miteinander reden. Die Tür war nur angelehnt, und ich konnte jedes Wort verstehen. Gerade sprach meine Mutter.

«Warum kannst du es nicht einfach respektieren?»

«Ich respektiere es ja.»

«Nein. Du bedrängst mich.»

«Darf ich nicht sagen, was ich will?»

«Das setzt mich unter Druck.»

«Es ist das, was ich möchte.»

«Und ich möchte es nicht so oft», sagte meine Mutter.

«Aber du möchtest es *gar nicht*», sagte mein Vater.

«Woher willst du das wissen?», erwiderte sie.

«Immer wenn ich in der Stimmung bin, bist du es nicht», sagte er. «Irgendetwas stimmt nie: Du bist zu müde, du hattest einen anstrengenden Tag, du hast deine Regel, du hast Schmerzen da unten, es ist nicht romantisch genug, ich bin zu fordernd ... Herrje, Eva, was soll ich tun? Sag es mir. Soll ich auf die Knie fallen und dich darum anbeteln? Ist es das, was du willst?»

«Ich habe es gesagt. Ich will, dass du mich und meine Wünsche respektierst.»

«Aber das tue ich doch.»

«Worüber reden wir dann?»

«Ich nehme Rücksicht. Ich frage, wie es dir geht.»

«Und ich sage es dir.»

«Andere Männer diskutieren im Schlafzimmer nicht lange. Sie denken, dass es ihnen zusteht.»

«Und denkst du das auch?»

«Viele Frauen wollen das so.»

«Ich bitte dich! Das ist es, was ihr Männer glauben wollt!»

«Ich sage ja nicht, dass *ich* es so will. Ich möchte, dass du es auch willst. Wie lange soll ich denn warten?»

Nach einer kurzen Pause sagte meine Mutter: «Denkst du, mit der neuen Nachbarin wäre es einfacher?»

«Was soll das jetzt, Eva?»

«Es war nur eine Frage.»

«Aber eine sinnlose. Ich habe ihr geholfen, na und.»

Sie schwieg wieder eine Weile. «Denkst du das bei jeder Frau? Hätte ich doch *die*. Dann würde ich bekommen, was mir *zusteht*.»

«Das habe ich nicht gesagt.»

«Aber du denkst es.»

«Warum reden wir überhaupt?», sagte er und setzte nach einer kurzen Pause hinzu: «Es ist ein Wunder, dass wir wenigstens *ein* Kind haben.»

Meine Mutter senkte ihre Stimme. Sie konnte annehmen, dass ich schlief, aber vielleicht hatte sie Angst, dass ich es in meinen Träumen – oder Albträumen – spüren würde, wenn von mir die Rede war.

«Lass Tobi da raus!»

«Wir hätten mehr Kinder haben können! Zwei, drei, vier – wie andere Ehepaare auch!»

«Ich lasse mich nicht erpressen.»

«Ich will dich nicht erpressen. Ich will, dass du es *willst*!»

«Ich funktioniere nicht auf Knopfdruck!»

«Nein», sagte er. «Du funktionierst gar nicht.»

Und dann sagten sie beide nichts mehr. Ich hielt die Luft an, aber dann musste ich wieder atmen. Warum

schwiegen sie? Ich hatte mit dem Schließen der Tür zu lange gewartet. Jetzt saß ich in der Falle. Sie würden es hören.

Ich fragte mich, ob ihre angestaute Wut sich gegen mich richten würde, wenn sie mitbekämen, dass ich gelauscht hatte. Und was würde dann geschehen? Ich wusste, dass andere Väter ihre Kinder schlugen. Mein Vater hatte mich noch nie geschlagen. Vielleicht würde er es jetzt zum ersten Mal tun. Er würde das tun, was andere Männer taten.

Ich schloss die Tür so weit wie möglich, ohne mit dem Schnapper den Rahmen zu berühren. Ein Spalt blieb. Dann schlich ich mich ins Bett und legte mich hin. Ich blickte aus dem Fenster. Irgendwo da draußen war der Mond. Ich wünschte, mein Zimmer wäre in der Düse einer Saturnrakete. Ich stellte mir vor, durch den Weltraum zu schweben.

Am nächsten Morgen war meine Tür geschlossen. Vielleicht war meine Mutter noch einmal ins Zimmer gekommen, aber da hatte ich schon geschlafen. Ich, ihr einziges Kind.

[...]

---

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)